



Der Wanderer im Riesengebirge. Organ des Riesengebirgs-Vereins.



Beitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins

Postcheckkonto des Hauptvorstandes des R.-G.-V.: Breslau Nr. 13 152.

Nr. 4.

Erscheint in monatlichen Nummern.

38. Jahrg.

Laufende Nr. 426.

Hirschberg, den 1. April 1918.

Band XV.

1. Dr. Hans Tichy, Batallionsarzt im Felde: Der Anteil der Glashütten Neuwelt, Karlstal, Hoffnungstal und der Josephinenhütte an der Herstellung des Rubinglases.
2. Jelschek, Rechnungs-Rat, Schriftführer des Hauptvorstandes (Hirschberg): Sitzung des Hauptvorstandes.

3. Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Charlottenburg): 1. Das Riesengebirge. 2. Geschichte eines Fremdenbuches.
4. Otto Schwarzenholz (Breslau): Kriegsgefallen vom Riesengebirge.
5. Klapper, Pastor (Miehlsdorf): Feldpostbriefe aus den Befreiungskriegen.

6. Dr. Rosenberg Geh. Studienrat (Hirschberg): Vom Gebirge.
7. Aufruf.
8. Anzeigenteil.

Der Anteil der Glashütten Neuwelt, Karlstal, Hoffnungstal und der Josephinenhütte an der Herstellung des Rubinglases.

Von Dr. Hans Tichy.

Dem Rubinglas galten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Versuche der Chemiker und Glasfachleute. Besonders die mit Gold erzeugte rosenrote Färbung des Glases beschäftigte die Hütten, während die schon im Altertum geübte Rotfärbung mit Kupfer erst später mehr Anwendung fand.

Die Goldfärbung des Glases wird zum ersten Male im Beginn des 17. Jahrhunderts von Neri erwähnt. Berühmt wurde das Goldrubinglas im 18. Jahrhundert durch Kundel, den Alchimisten des Großen Kurfürsten und Leiter der Potsdamer Glashütte. Kundel hielt seine Rezepte streng geheim, so geheim, daß z. B. der von ihm ebenfalls hergestellte Kupferrubin nach seinem Tode völlig vergessen wurde und man die daraus gewonnenen Gläser meist für Goldrubingläser hielt.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts befaßten sich nur wenige Hütten mit der Erzeugung von Goldrubin. In Böhmen wurde er von einer eigenen

Zunft, den Compositionsbrennern, hergestellt, die oft von Hütte zu Hütte wanderten, um Goldrubin, schlechtweg „Composition“ genannt, zu schmelzen. Anfang der 30er Jahre gab es in unserem Gebirge 3 bis 4 Compositionsbrenner, wohnhaft in Magdord und Antoniwald. Eine bevorzugte Stellung unter ihnen sollen die Gebrüder Zenker gehabt haben. Mit diesen verwandt war ein gewisser Mitlenner in Hemsdorf gräfl. bei Glinsberg, der einzige in Schlesien, der damals Rubinglas zu Hohlglas schmelzen konnte.

Da die Kenntnisse und Fertigkeiten dieser geheimnisvoll hinter verschlossenen Türen arbeitenden Zunft rein auf Erfahrung beruhten, kam es hin und wieder vor, daß der Rubin nicht geriet, sogenannte Leberflecke und Tonschlieren zeigte, sich beim Anwärmen nicht richtig färbte oder zur Verarbeitung zu Überfangglas nichts taugte.

Diese Unsicherheit in der Rubinerzeugung bestimmte den „Verein zur Beförderung des Gewerfleißes in Preußen“, eine Preisaufgabe auszusprechen. Dr. Fuß, Betriebsbeamter an der chemischen Fabrik zu Schönebeck bei Magdeburg, machte sich an ihre Lösung und fand dabei die Unterstützung Jo-

hann P o h l s, des damaligen Verwalters der Neuwelter Hütte, wo schon seit Jahren Goldrubin mit wechselndem Erfolge geschmolzen wurde. Franz P o h l, der bekannte Schöpfer der Josephinenhütte (1842) war ein Neffe dieses Johann P o h l und trat einige Jahre später (1835) in die Neuwelter Fabrik ein. (1837 in Karlstal.)

In dem auf der Josephinenhütte abschriftlich aufbewahrten „Tagebuch über die Glasfabrikation“ von Franz P o h l d. Ä. (Original im Kameralamt zu Hermsdorf) sind die Neuwelter Versuche seit 1835 genau geschildert.

Dr. S u ß beendete seine Rubinschmelzen im August 1833 auf der Glashütte Hoffnungstal und reichte dem Gewerbeverein einen Bericht ein, nach dem es ihm nicht allein geglückt sei, Rubinglas darzustellen, „sondern auch eine Methode ermittelt zu haben, wonach der Rubin jedesmal sicher, völlig korrekt, ohne Leberflecke und Thonschlieren erhalten werden kann.“

Der S u ß s c h e Bericht wurde dem Besitzer der Glashütte in Zechlin, Regierungsrat M e g g e r, zur Prüfung übergeben. Die Zechliner Hütte behauptete nämlich, das echte K u n d e l s c h e Rezept zu besitzen und darnach gearbeitet zu haben; war doch die K u n d e l s c h e Hütte von Potsdam 1732 durch den Oberamtmann Stropp nach Zechlin verlegt worden. Das Gutachten M e g g e r s und der Abteilung für Chemie und Physik des Vereins lautete günstig, und so erhielt S u ß eine goldene Medaille und 400 Rflr. als Preis zuerkannt. (Verhandlungen des Vereins 3. Beförd. d. Gewerbesleißes i. Pr. 1836 S. 20.)

Franz P o h l erzielte bei der praktischen Ausnützung der S u ß s c h e n Angaben kein besonderes Ergebnis und änderte das Rezept mehrfach ab. Meist wurde das Goldrubinglas zum Überfangen bemüht, aber auch massive Stücke finden sich. In meiner eigenen Sammlung habe ich ein in den 30er Jahren in Neuwelt hergestelltes Kännchen aus massivem Goldrubinglase. Stücke aus der Josephinenhütte sind u. a. im Besitz des Grafen S c h a f f g o t t s c h. Deshalb ist der Prioritätsstreit, den 1888 die Ehrenfelder Hütte (Köln) erregte, hinfällig. Längst vordem sind im schlesischen Gebirge massive Goldrubingläser hergestellt worden.

Die andere Art des Rubins, der Kupferrubin, war, wie erwähnt, bereits den Alten bekannt; doch erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts hört man durch N e r i Genaueres darüber. Die darauf folgende Geheimnisträumerei in der Herstellung farbiger Gläser (K u n d e l, die Compositions Brenner) ließ auch das Kupferrubin verschwinden. Erst 1826 entdeckten Engelhardt in Deutschland und gleichzeitig in Frankreich B o n t e m p s das Kupferglas von neuem. Ebenso wie das Goldglas erscheint mit Kupferoxydul gefärbtes Glas nach der Schmelze zunächst farblos und erhält die rote Färbung erst durch Anwärmen. Dies tritt, wie Franz P o h l d. Ä. fand, selbst dann ein, wenn solch farbloses Kupferglas auf beiden Seiten mit farblosem, gewöhnlichem Krytallglase überzogen, dem Versuche unterworfen wird. (Elsner, L. Die chem.-technolog. Mit-

teilungen der Jahre 1846—1848. Berlin 1849: Jul. Springer. S. 67.) Für gewöhnlich wird Kupfer Rubin nur zum Überfang verwendet, jedoch hat Franz P o h l d. J. auf der Josephinenhütte, Ende der 80er Jahre auch massives Kupferrubinglas in vollendeter Schönheit hergestellt.

J e s c h e d, Rechn.-Rat, Schriftführer des Hauptvorstandes. Unter Vorsitz des Geheimen Justizrat Seydel fand am 16. März eine Sitzung des Hauptvorstandes statt. Vor Eintritt in die Tagesordnung gedachte der Vorsitzende mit ehrenden Worten der in den letzten Monaten durch den Tod abgerufenen Herren: Professor Jander-Liegnitz, Hauptmann Höhne-Berlin-Grunewald, Postmeister a. D. Bed-Hirschberg, Rentner Lohmann-Hermsdorf, Geh. Sanitätsrat Dr. Adam-Friedeberg. Der Hauptversammlung werden zur Wahl in den Hauptvorstand vorgeschlagen, von der Ortsgruppe Liegnitz an Stelle des Professors Jander Herr Professor Dr. Schaff, von der Ortsgruppe Berlin an Stelle des Herrn Hugo Baumbach, der mit Rücksicht auf sein hohes Alter sein Amt als Stellvertreter niedergelegt hat, Herr Ingenieur Oswald Schöne in Charlottenburg Westend. An Stelle des Postmeisters Bed hat Herr Professor Dr. Rummel die Verwaltung des Wandererverlags freundlichst übernommen. Es wurde in Erledigung der Tagesordnung beschloffen: 1. Der Hauptversammlung folgendes Antrag zur Annahme zu unterbreiten: der § 26 der Satzungen erhält folgende Fassung: Der Vorsitzende des Hauptvorstandes, sowie sein Stellvertreter als zweiter Vorsitzender, vertreten den Verein gerichtlich und außergerichtlich als Vorstand im Sinne des bürgerlichen Gesetzbuchs. Die Zeichnungen geschehen dadurch, daß dem Namen des Vereins die Unterschrift eines der beiden Vorsitzenden beigelegt wird. 2. Um die Herstellungskosten des Wanderer, die durch die erhöhten Papier- und Druckkosten sich für dieses Jahr erheblich höher stellen, in etwas zu mindern, soll die Auflage des Wanderer von 11 250 auf die unbedingt notwendige Zahl von 10 300 herabgesetzt werden. 3. Der Vertrag mit der Stadt Hirschberg bezüglich der Müllabfuhr des Museumsgrundstücks wird genehmigt. 4. Der diesjährige Haushaltsplan wurde in Einnahme und Ausgabe durchgesprochen und, soweit dies zur Zeit möglich, in den einzelnen Posten festgestellt. In der Hauptsache werden die Sätze des vorjährigen Haushaltsplanes beibehalten. Etwas höher werden sich stellen die Ausgaben für das Vereinsblatt und das Museum. 5. Für unsere im Verlag der Max Leipelt'schen Buchhandlung erscheinende antilche Wegkarte war der Preis für 1 Karte vertragsmäßig auf 30 Pfg. festgesetzt worden. Dem Wunsche des Herrn Verlegers, diesen Preis um 10 Pf. zu erhöhen, wird mit Rücksicht auf die Preissteigerung aller Geschäftskosten entsprochen. Von den für den Museumsbau von uns ausgestellten Anteilschuldscheinen sind alljährlich bis 1. Mai 50 auszulösen. Von den im Jahre 1917 ausgelosten Anteilscheinen wurden bisher nicht eingelöst: Nummer 256. 290. 293. 298. 404. 421. 591. 687. 805. 812. Durch das Los wurden folgende 50 Nummern gezogen: 14. 74. 84. 101. 105. 116. 142. 158. 191. 196. 224. 231. 239. 242. 244. 280. 322. 327. 328. 337. 379. 386. 396. 398. 424. 430. 581. 595. 598. 622. 628. 637. 684. 687. 688. 701. 706. 707. 710. 726. 741. 744. 747. 768. 772. 811. 827. 851. 860. 870. Die Zahlung des auf jeden Anteilschein entfallenden Betrages von 10 Mark erfolgt gegen Vorlegung der Schuldverschreibung in dem Juweliergeschäft des Herrn Goldschmiedemeister Adolf Vogel, hier Schildauerstraße 4, sowie durch Herrn Rechnungsrat Wichura, Ziegelstraße 11. Der Vorsitzende machte Mitteilung über die Bilder, die Professor Wislizenus im staatlichen Auftrage für das R.-G.-D.-Museum malt, ferner über die erfolgreichen Bemühungen zur Erhaltung eines Naturdenkmals und zwar einer in Querbach stehenden herrlichen Buche. Die weiteren Beschlüsse entziehen sich der Veröffentlichung.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: Das Isergebirge. (Aus der Zeitschrift: Welt der Jugend bei Westergaard-Berlin-Schöneberg. St. 15 Pfg.) Dort, wo Schlesien- und Böhmenland sich einen — als Weltall der Sudetenkette — und dem überragenden, schroffwipfeligen Riesengebirge beigelegt — breitet es über Höhen und Gründe seinen dunkelgrünen Wäldermantel. Gleich einer ruhevollen, wenig unterbrochenen Wellenbahn dämmern seine stillen Kammzüge am Horizonte auf. Und wohl kann man den eng geschlossenen Bund von

Riesen- und Iserbergland einem Geschwisterbund vergleichen, in dem das Reich der Schneekoppe und Elbe der Bruder und das Gebiet der Iserhöhen die kleinere, sich ihm traulich anschmiegende Schwester ist. Bis zum heutigen Tage blieb unser schlesisch-böhmisches Isergebirge eine jener wenigen deutschen Landschaften, die noch einen Hauptteil unverfälschter und unverwässerter Eigenart und Heimatweise bewahrt haben. Die Riesenflut des sommerlichen Reiseverkehrs fand keine aufdringlich lockenden Wege zu ihm — und so trägt es noch immer jene schönen, reinen Züge im Antlitz, die wir als Glüd rechter Wandererschaft lieben und suchen. Weite Streden seiner Berg- und Talwelt durchweht köstlichste Stille und Einsamkeit, so daß wir uns selig und ungestört an den Wunderquellen seiner leisen Naturschönheit laben können. Ja, wir schätzen die Wälderstille des Isergebirges als etwas Besonderes, und wer mit uns gleichen Sinnes ist und ein würdig Wandervogelherz in sich schlägt, der ergreife Hut und Wandersteden und steige mit uns in seine Berge. Das ganze Höhenland gliedert sich in vier Haupt- und mehrere Nebentämme. Am höchsten reißt es sich mit dem sogenannten Hohen Iserstamm in des Himmels Blau hinein. Der Hinterberg auf diesem Gipfelzuge ist der Thron des Gebirges; doch wird allgemein der 1122 Meter hohen Tafelfichte, die ihn nur mit ihrem Aussichtsturm überragt, der erste Rang eingeräumt. Den Weg zum Hinterberg findet man nicht leicht, denn er liegt verborgen in einem noch völlig unerschlossenen Gebiet. Dichter Wald deckt Kuppel und Hänge, und auf seinem Nordwestabhang ist dieser Wald so wild und wirr, daß wir lebhaft an den Kubani-Urwald des Böhmerwaldes erinnert werden. Zwischen schlanke und wettertrotzig auftragenden Bäumen mit zerzausten Kronen und dünnen, starren Ästen modern und morschen Stämme und Zweiggeflechte, die die Gewalt brausender Höhenstürme gebrochen und niedergeworfen hat. Kein schnell bereiter Waldpfleger reinigt dieses Gebiet einsamster Wälderweite, und schier zauberhaft mutet uns darum sein dämmerumwobenes Bild an. Nicht weit vom Hinterberg und der benachbarten Grünen Koppe — die auch zu den Iserriesen zählt — träumt die felsgraue, fagenumraunte Abendburg ihre Wunder. Der kundige Isergebirger weiß, daß ihre Trümmerschroffen ein verwunschenes Schloß bergen, in dem gewaltige Schätze an Silber, Gold und Edelgestein sich häufen und das sich nur in der Johannisnacht in ganzer Pracht schauen läßt. Für kurze Zeit öffnet es dann seine Tore, reiche Spenden dem bietend, der mit rechtem Herzen und klugen Sinnes seine Schatzkammern betritt. Nach der Abendburg winnt der Hochstein, der östlichste Gipfel des Hohen Iserlammes, hinüber. Von seinem Rande taucht der wonnige Blick des Wanderers in das maiengrüne, lieblich schöne Schreiberhauer Tal hinab, in dem mohnblumenbunt und an goldgelben Wegen unzählige schmude Häuschen gebettet liegen. Im Hintergrunde aber türmen sich wuchtig und märchengrau die Bergkolosse des Riesengebirges auf — hoch bis in jenes Luftgebiet, wo kein Baum und auch kein Knieholzstrauch mehr das lahle Gestein deckt. Die Grüne Koppe, die wir auf unserm Pfadfinderwege begrüßten, ist das Quellgebiet des Queis. Neben der großen Iser, die an der Tafelfichte entspringt, gilt er als Hauptwasserader des Isergebirges. Während die Iser das böhmische Bergland durchfließt, ist der Queis der Fluß der schlesischen Seite. Recht heilbringend sind in den Isergebirgischen Badeorten u. a. die Moorbäder. Das Material dazu liefern die ausgedehnten Hochmoore, die sich auf den Kammhöhen des Gebirges erstrecken. Das bedeutendste Moor ist die große Iserwiefe zwischen hohem und Mittlerem Iserlamme. Sie umfaßt ein Gebiet von 4 bis 5 Kilometern Länge und 2 bis 3 Kilometern Breite. Rings um die Moorsflächen schließt sich schweigsam und ernst der meilenweite Sichtenwald. Dustergrüne Streifen von Knieholzbüschen unterbrechen die Eintönigkeit der fahl farbigen Moorwiesen. Und ab und zu blinkt ein dunkelbrauner Moorpflüß aus Gras- und Buschgelände hervor. Legt regengrauer Himmel oder Nebelgewoge seinen Schleier über die Landschaft, dann verstärkt sich das ohnehin schon ernste Gepräge der Moorwelt und manchem drängt sich dann sein Bild wie das Antlitz einer tiefen Trauer vor die Seele. Wahrlich, heiter wie die Wiesen vieler Täler und Hänge unseres Berglandes erscheint die Moorwelt nicht, und doch schaut der feinfühligste und begeisterte Naturfreund sie gern. Dem seltsamen Zauber und der wilden Urwüchsigkeit, die ihr eigen sind, kann er sich nicht entziehen. Und es gibt manchen, der tage-, ja wochenlang oben in der Einsamkeit der Isermoore haust, um ganz ihre

seltsamen Reize auf sich wirken zu lassen. Das Betreten eines Moorpfadcs ist nur dem zu raten, der gründlicher Kenner des Gebietes ist oder von einem moorkundigen Führer geleitet wird. Wer den Fuß auf den grauen Pfad setzt, merkt gar bald, wie beweglich der Boden ist, auf dem er schreitet. Bei jedem seiner Tritte, selbst bei dem leisesten und bedächtigsten, glückt und sprudelt es unheimlich unter ihm. Und bis zur Entfernung von einigen Metern scheint es, als wäre der ganze Moorgrund durch des Wanderers verwegenen Schritt bereits lebendig geworden und suche durch sein Schwanken dem störenden Eindringling das Weiterstreiten zu verhindern. Sichere Sährten sind die Wechsel, die der Hirsch über die Moorwiesen getreten hat; ihnen kann man unbesorgt nachgehen. Wichtig für jeden Isergebirgswanderer ist auch ein Besuch des Museums, das der „Riesengebirgsverein“ — dessen Tätigkeit sich auch über das Isergebirge erstreckt — in der Stadt Hirschberg errichtete.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Charlottenburg): *Geschichte eines Fremdenbuches*. Beitrag zur Volkskunde und Literatur des Isergebirges. Ein nicht unbedeutendes Stück Kulturgeschichte eines Volkes, einer Landschaft und eines Zeitabschnittes spiegelt sich in den dickleibigen Fremdenbüchern, die freilich recht vereinzelt — noch hier und dort in Gasthäusern oder Bauden ausliegen und den eintretenden Wanderer zur Niederstich einiger Erinnerungszeilen einladen. Und so kurz und leicht hingeworfen auch der überwiegende Teil dessen ist, was rasthaltende Kurgäste oder Sommerfrischler in Prosa oder mehr noch in meist unkünstlerischer Poesie dem Fremdenbuchblatt anvertrauten, so vielsagend sind doch die verschiedenen Offenbarungen dem, der nicht die bloßen Wortgefüge schaut, sondern sich daraus ein bezeichnendes Ganzes zu bilden und tiefer in ihren flüchtigen Zügen der Seele zu lesen vermag. Recht bedauerlich ist es, daß die schöne alte Sitte der Fremdenbuchauflage, ebenso wie manches andere Zeugnis heimatlischer Wesenheit und heimatlischen Brauchcs, immer merklicher schwindet. An dieser Feststellung ändert auch der Umstand nichts, daß hier und dort einmal ein sinniger gemüthvoller Wirt mit der neuerlichen Auslage eines nicht-amtklichen Einschreibebuches für seine Gäste begann; denn was die damit bezeichneten jüngsten Erinnerungsdokumente des Wander- und Reisevolkes in sich sammeln, ist leider zum weitaus größten Teile trüber Abschaum hohler, zotiger und alberner Sinnesart. Das Sühlen, Denken und Gebahren der Durchschnittsmenschen unserer Zeit — und sie geben hier den „Ton“ an — ist eben nicht mehr so würdig und unbewölkt, wie das unserer Vorfahren. Gar zu sehr hat der nüchterne, poesiefremde Erwerbsrealismus unserer letzten Jahrzehnte auch der Reise- und Wanderkultur seinen Kainsstempel aufgedrückt. Dies gilt auch hinsichtlich der Fremdenbuchliteratur unserer schlesischen Gebirge und nicht zuletzt des Isergebirges. Was dieses an beachtenswerten Fremdenbüchern aufzuweisen hat, ist äußerst spärlich. Im schlesischen Bereich der Iserberge verdienen wohl nur das Fremdenbuch des an der hohen Iserstraße gelegenen alten „Gasthauses zum Iserstamm“ und das gleichfalls mehrbändige des „Grünen Hirten“ in Glinberg besondere Erwähnung. Das Buch des „Grünen Hirten“ ist das weitaus wichtigere von beiden und darf von dem, der ein wirklich vollständiges Bild der Isergebirgischen Vergangenheit gewinnen will, nicht unbeachtet bleiben. Es umfaßt drei starke Bände, deren erster im Jahre 1820 in Gebrauch gegeben wurde. Aber schon vorher besaß die alte, geschichtlich denkwürdige Gaststätte in der Nähe des Glinberger Niederbrunnens ihr Erinnerungswert. Dies war nach Mitteilung der späteren Chronik ein kleines, schmales Büchlein, das sich bis gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts erhielt und zuletzt ein stark abgegriffenes Gewand und ganz vergilbte, wurmfressige Blätter mit zum Teil schon unleserlich gewordenen Schriftzügen hatte. Es wurde 1806 von einem treuen Gaste des „Grünen Hirten“, einem Herrn von Rheden, gestiftet und an einem Juninachmittage mit folgender Einleitungstrophe seinem Zwecke übergeben: „Freundliches Buch, dich weih ich der stillen, lieben Erinnerung; Jeglichem geb' es ein Bild frühlich entschwendener Zeit; doch vor frevelndem Miß unheiligen Pöbels bewahrt es, Schützende Mäusen, die Ihr jegliches Gute beschirmt.“ Ernste und in der Mehrzahl scherzhafte Strophen folgten diesen sinnigen, warmherzigen Zeilen im Laufe der nächsten Jahre. Sicher ist, daß sich auch der große Schlachtenlenker der Befreiungskriege, Feldmarschall Gneisenau, in das kleine Stammbuch eintrug. Ehe er als Stellvertreter des greisen und

schwachen Generals Lucadou den Posten eines Kommandanten der Festung Kolberg antrat, weilte er zur Kräftigung seiner Gesundheit mehrere Wochen in Słinsberg und hielt auch Einkehr im „Grünen Hirten“. Die Worte, die er schrieb, lauten: hier in diesem stillen Idyll fand ich, was ich suchte, vornehmlich Erholung und Stärkung meiner Gesundheit. General-Seldmarshall v. Gneisenau. Was sonst noch an Wichtigem und Bezeichnendem in dem Stammbüchlein zu lesen war, läßt sich nicht feststellen, denn schon seit mehreren Jahren ist es dahin. Vielleicht wurde es durch den großen Brand, der im Oktober 1908 den „Grünen Hirten“ heimsuchte und dem verschiedene wertvolle Erinnerungstüde zum Opfer fielen, vernichtet. Möglich ist aber auch, daß man seine bedeutsamsten Blätter dem großen Fremdenbuch einfügte, das 1820 in Gebrauch gegeben wurde. Deutlich erkennt man bei Betrachtung dieses nun etwa hundertjährigen Dokumentes, dessen Seiten stark unter dem Einfluß des Alters und der Benutzung gelitten haben und stellenweise überlebt oder vollständig erneuert sind, daß die ersten Blätter herausgetrennt wurden. Nach Aussage J. Hübners, des jetzigen Wirtes des „Grünen Hirten“, geschah dies vor nicht gar zu langer Zeit und zwar durch einen diebischen Gast. Wenn es der Fall ist, daß Gneisenaus Inschrift auf den gestohlenen Blättern zu finden war — und Hübner, der sie gleich darauf aus dem Gedächtnis nachschrieb, behauptet es — so war zweifellos das Stammbüchlein von 1806 ganz oder zum Teil dem großen Fremdenbuche beigegeben. Nach einer kleinen Hauschronik von Eugen Rudek und den wortreichen Anpreisungen des Wirtes sollen auch die „unbeholfenen Schriftzüge“ des alten Generals von Zietzen das Fremdenbüchlein geziert haben. Wir müssen hier dem Irrtum entgegenreten, nach dem es sich um Joachim Hans v. Zietzen, den beliebten Hujaren-General Friedrichs des Großen, handelt. Schon die Feststellung der sehr verschleierte Chronik, daß der alte Zietzen „nach der Schlacht bei Lorgau“ in Słinsberg weilte und den „Grünen Hirten“ besuchte, beweist, daß man es hier mit einer falschen Annahme zu tun hat, denn der „Grüne Hirt“ wurde erst mehrere Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege (1771) eröffnet und besaß zudem, wie oben gesagt wurde, erst seit 1806 sein sogenanntes Stammbuch. Mit Bestimmtheit darf man angesichts dessen behaupten, daß einst jener Nachkomme des „Alten“ im „Grünen Hirten“ Rast hielt und auch dort das geschätzte Zeugnis seiner Dankbarkeit nieder schrieb, der in der Geschichte der Befreiungskriege von 1813–15 auftaucht. Die grafische Familie der Gneisenaus scheint auch nach dem ersten Słinsberger Besuche des Seldmarshalls dem lieblichen Bade- und Kurorte am Queis eine warme Zuneigung betundet zu haben, denn unter dem 27. Juni 1823 findet sich der Name der Gräfin Gneisenau in dem Fremdenbuche des „Grünen Hirten“ vermerkt. In ihrer Gesellschaft befanden sich, wie die nachfolgenden Namenszüge zeigen, Graf und Gräfin Schaffgotsch. Vermutlich verknüpfte ein Freundschaftsband die derzeitigen Glieder der Geschlechter der Gneisenau und Schaffgotsch. Bemerkenswert aus den Fremdenbucheinträgen der Zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist dann ferner ein geschäftig geformtes Gedicht an Houwald von einem Besucher oder einer Besucherin namens Wachsmann. Ein weiteres Strophengebilde, das sich an die gleiche Adresse richtet, am 31. August 1829 niedergeschrieben wurde und die Unterschrift B. R. trägt, lautet: Wacht auf, Wacht auf! So hast du einst gesungen: Und deiner Leyer süß melodisch tönen Erweckt uns öfters das Gefühl des Schönen; Dein schaffend Wort ist ja auch hier erklingen! Du riefst: Wacht auf, wacht auf! Und schnell entsprungen Aus meines Sanges tief gefühlten Weisen, Darf jetzt der Hirt dein Lied, dein Buch uns weisen, Du riefst uns wach all die Erinnerungen, Die Słinsberg uns freigeig zugeteilt. In dein Buch schreibt, wen die Natur beglückte, Wen Słinsbergs Quell von seinem Schmerz geheilt, Wen Lieb' und Freundschaft einstmals hier entzückte. Dein Zauberwort: „Wacht auf!“ weckt sel'ge Stunden, Die uns, die unsern Freunden hier verschwunden. Der hier Genannte und Verehrte ist der Dichter Ernst Christoph Freiherr von Houwald (1778–1845), der zu den sogenannten Schicksalsdramatikern gehörte und sich seinerzeit vornehmlich durch Bühnenstücke und Erzählungen besondere Hochschätzung erwarb. Nach dem Preisgedicht von B. R. zu schließen, war auch er ein begeisterter Freund Słinsbergs und des Idylls des damaligen „Grünen Hirten“. Und deutlich genug offenbart es uns, daß Houwald zu denen gehörte, die (durch ihre beschwingten Worte und ihren Namen) dem Erinnerungsbuche des gastlichen Häuschens ein stärkeres Ansehen verschafften. Ob er

vielleicht sogar derjenige war, der im Fremdenbuche von 1820 den Auftakt gab? Oder ob er seine freundschaftliche Zuneigung zum „Grünen Hirten“ nachdrücklich dadurch kundtat, daß er dort eine Gedichtgabe niederlegte? Wir wissen keine begründete Antwort auf diese gewiß interessanten Fragen. Soviel nur läßt sich auf Grund der betreffenden Andeutungen des vorstehenden Gedichtes sagen, daß die Beziehungen poetisch bedeutsamer Naturen zum „schlesischen Engadin“ und seinen reizvollsten Stätten keine geringen waren. Und schon der Hinweis auf Houwald öffnet uns Wege heimatischer Forschung, bei deren Beschreiten wir vielleicht zu höchst erfreulichen Zielen ganz verdunkelten ihergebirgischen Wirtens und Geschehens gelangen können. — Im übrigen wurden im ersten großen Bande des Gastbuches des „Grünen Hirten“ hauptsächlich den vortrefflichen Forettenmahlzeiten und dem Lautenspiel des Wirtes Lob und Dank gespendet. Annehmbarer Verse schrieb darin am 20. 9. 1826 ein „übernächtiger Hochzeitsgast, der hier (am „Grünen Hirten“ nämlich) die Sonne aufgehen sah.“ Zu erwähnen sind dann auch die Reimgefüge: „Mein Gang zum grünen Hirten“ und „Lied des grünen Hirt zum Willkomm für Słinsbergs Brunnengäste im Frühling 1826“ von Pastor Wilhelm Gunkel, die schon durch ihre pedantische, poetische Langatmigkeit auffallen. Schwarzerich malende Strophen widmete 1876 die schlesische Dichterin Luise von Haugwitz (pseud. Arminia) der „Gegend des grünen Hirten bei Słinsberg“. Wir haben sie bereits in Nr. 416 des Wanderer im Riesengebirge (Beitrag „Eine alte ihergebirgische Gaststätte“) wiedergegeben. In dem weiter hinten stehenden schwungvollen Versgebilde „Morgenbetrachtung auf der Promenade in Słinsberg den 2. August 1854“ wird Słinsbergs Gemütslichkeit gegen die Warmbrunn ausgepielt. Das Jahr 1836 besetzte für das Buch des „Grünen Hirten“ das bezeichnende Gedicht, das da überchwänglich jingt: Holder Wohnplatz, goldner Thron der Freude, Sittler Engel reiner Seigheit, Thal bedeckt mit Floras Blumenkleide Und umglänzt von Engelsfreundlichkeit, Bei Aurorens Glanz und Harfentönen Formte dich mit milder Hand Natur, Weihte dich dem Herrlichen und Schönen, Streute Wonne über Berg und Fluß, Wand dir mir der Mutterliebe Bilde Lächelnd einen Gürtel um den Schoß, Schlug an Felsen, daß zur Menschheit Güte hell die Quelle der Gesundheit floß. — Es ist ausgesprochene Schäferpoesie, die uns auf den Seiten des Bandes hier und dort begegnet. Und wir vernehmen es wie eine Bestätigung, wenn uns aus einer der dichterisch geformten Inschriften der Ausdruck „kleine Schäferhütte“, mit welchem das Gasthäuschen des „Grünen Hirten“ bezeichnet wird, entgegentönt. Charakteristischer Weise offenbart sich in dem 1820 ausgelegten Buche auch viel Frömmigkeit. U. a. findet man darin eine Abschrift des 25. Psalms, der ja durch den Namen des Wirtes und seines Häusleins, sowie die stimmungsweise der umgebenden Natur leicht wachgerufen wurde. — Je mehr man danach in dem Bande forblättert, umso nichtsagender, hohler und flacher sind die Eintragungen, die uns zu Gesicht kommen. Reich stehen wir damit schon in der eigentlichen Neuzeit, denn bis an 1890 heran führt der erste Band des Fremdenbuches. Über die Eigenheiten des zweiten Bandes, der von 1890 bis 1902 reicht, ist nicht viel zu sagen. Eine besondere und häufige Betonung findet darin das bekannte Słinsberger Regenwetter, das schon so manchem Sommergast seine unangenehme Wirkung zeigte. Unterm 28. Juni 1893 finden sich die Erinnerungsworte eines Besuchers, der nach 63 Jahren genau an demselben Tage im „Grünen Hirten“ einkehrte, wie sein inzwischen längst verstorbener Vater. Eine ähnlich: Notiz bringt der dritte Band des Fremdenbuches, der noch jetzt in Benutzung ist. Sie lautet: „Beim Lesen des alten Fremdenbuches fanden wir den Namen eines alten Landsmannes, des Herrn Ludwig Naudy, vom Jahre 1820; er wie seine ganze Familie sind bereits verstorben. Friede ihrer Asche! Słinsberg, den 3. August 1905. Fr. Emilie Barisch, geb. Laeppe, Landsberg a. W.“ Und wieder einmal erfreut uns dann gleich einer Gabe gesunder Empfindung in der Wüste ödster Geschreibsel, eine sympathische Versoffenbarung, ferner, ferner Zeit Gedanken, die sich ranten um dies Haus, Streuten heute ihre Schatten über meinem Wege aus. Und aus alten Blättern jubelt mir ein wohlbekanntes Lied, Das, von Ahnen einst empfunden, jetzt der Enkel Herz durchzieht, Töne fort durch späte Zeiten über Berg und Wald und Fluß, Preiß, was Tausende erfreute: „Schlesiens herrliche Natur!“ Frida Barisch aus Landsberg a. W., 3. August 1905. Was sich aber dann im weiteren Gefolge aus den Blättern des Buches

heraushebt, ist zum größten Teile Ausdruck unsinnigen, läppischen Übermutes, platter Frivolität und unsittlicher Frechheit. Und so stark nehmen diese trübsten Offenbarungen jüngsten Zeitgeistes schließlich überhand, daß der Wirt zuletzt nichts Besseres mehr übrig bleibt, als sich durch eine Eintragung voll ernster Entrüstung (1908) dagegen zu wenden. Wahrlich, ein trauriges Kulturbild, das sich im dritten Bande des besprochenen Gast- und Fremdenbuches abspiegelt. Und wie ein böser Abtutz aus freundlichen und wertvollen Gesilden mutet es uns an, wenn wir zum Schluß noch einmal die ganze Geschichte des mehr als hundertjährigen bedeutsamen Dokumentes aus dem „Grünen Hirten“ vor unserm geistigen Auge vorübergleiten lassen.

Otto Schwarzenholz (Breslau): **Kriegsgefallen vom Riesengebirge.** I. Der schwarze Stephan. Fast immer, wenn ich mein liebes Brüdenberg aufsuche, — das geschieht nun schon seit 25 Jahren jeden Sommer und Winter — begegne ich unterwegs ihm. „Schwarzer Stephan“ nennen ihn die Gebirgler wegen seiner dunklen Gesichtsfarbe und seines schwarzen Bartes. Das heißt, der Bart hatte sich während der Jahre „melirt“. Das hat aber nichts zu bedeuten; die Gebirgler sehen ihn eben immer noch schwarz. Der schwarze Stephan besorgt die Landpost für den Gebirgsbaudenbezirk. So gewöhnlich gegen 8 Uhr früh treffen wir uns und zwar gewöhnlich beim ersten Hause in Brüdenberg, dem Gasthause „Waldhaus“. Hier verhaftet er gewöhnlich den ersten, um dann früh gefärbt seines Amtes zu walten. Wir verhafteten, als wir uns im Juni vorigen Jahres wieder im Waldhause trafen, zwar nicht einen alten Breslauer — die waren seltener geworden — aber auch einen ganz respektablen, etwas borstigen Kerl, einen alten Slibowiz. Dann wurde die Friedensspeise — im Frieden war es eine Hasenbraten, jetzt im Kriege ein Ersatzbrot aus Ohrlauerjeiz — angezündet und die Präliminarien begannen. Kurz und bündig. „N Morgen, Stephan! Wie gehts?“ „N Morgen, Herr Otto! Na, so lala!“ Er nannte mich mit Vornamen, weil er meinte, der Familiennamen sei ihm zu spitzig lang, den könne er sich nicht im Kopfe merken und eine Disidentkarte hätte ich ihm nicht gegeben. „Niemals, heute, Stephan?“ „Na, so lala!“ „Haben heute wieder viel zu schleppen?“ „Na, so lala!“ Das war so eine stehende Redensart von ihm. Alles war „lala“. Dies, das Zwinkern seiner kleinen, blauen Augen, das Tragen der Dienstmütze auf einem Ohr, kennzeichneten seinen Charakter: die Zufriedenheit. Ich habe ihn nie murren hören. Ob Regen, Sturm, ob Sonnenschein, er fügte sich darein! Jetzt im Kriege hätte er eigentlich brummen, schelten müssen. Nichts von dem; er piffte nach wie vor vor sich hin, trotzdem die Briestafel zum Plätzen gefüllt, der Sad zum Brechen mit Pateten behangen war. Wer da weis, was es heißt, in einer Großstadt mit einer gefüllten Post-Briestafel treppauf treppab zu bestellen, kann sich leicht einen Begriff davon machen, welche Lungen, welche Ausdauer, welche Geduld dazu gehört, tagtäglich diesen Beruf im Gebirge gewissenhaft auszuüben. Wie gesagt, der schwarze Stephan brummte nicht. Aber doch, heute schien er etwas aus seiner Gelassenheit gekommen zu sein: „Das ist ja uff die Böme zu kriechen! Aee, das ist ja zum Piepen! Haben Sie schon mal so eine Adresse gesehen, Herr Otto?“ Dabei zeigte er mir einen Brief, der seinem Aussehen nach schon lange unterwegs sein und wiederholt mit einem aufgeweichten Lehmboden Bekanntheit gemacht haben mußte. Ich suchte die Adresse zu entziffern: Appf. Müchste h. er Willem Kaczmarzewski Ahn: Graiblein diide Karline wass sich ist bai Loschier Willa Sahn: Soh: Sie — Oberhalb Rieseng. „Das hat gewiß so een Pirumjeß aus Oberschlesien geschrieven“, meinte Stephan. „Ja, können Sie denn die Adressatin ermitteln?“ „Na, so lala! Da müßten wir doch Stephans Jünger nicht sind. Es gibt nur eene diide Karoline. Bei der gibts keene Kriegsnot. Das ist die Köchin in einem Hotel in Brüdenberg. Deren Bräutigam ist Müchsto. Na, wenn ich ihr den Brief überbringe, gibts wieder was Warmes.“ Als ich ihm die Last Patete aufhelfen wollte, meinte er: „Nid in die lamäng. Es geht noch immer so lala. Uff Wiedersehen, Herr Otto, und grüßen Sie mir Gruß-Brassel!“

II. Die Semmelmarie. Nun mußte sich die Semmelmarie in ihren alten Tagen noch mit Gedrucktem abgeben. — Brot und Semmelarten! — „Ju, ju“, meinte die Alte, da Krieg! — Sie war 70 Jahre alt und trug noch immer in ihrem Tragkorb auf dem Rücken Brot und Semmel in die einzelnen Häuser nach Brüdenberg, Wang

und bei der Brothaude. Ihr Lohn war im Frieden kärglich und Kriegszulage wird sie nicht viel erhalten haben. Armes, altes Mütterlein: Haben dich die Leiden des Krieges nicht mitgenommen? Ist dir die Last nicht schwerer geworden? Kannst du denn noch ruhig schlafen? Sie hat mich mit ihrem guten Alteutelelächeln so traurig angeschaut: „Ju, ju, gutes Herrchen. Wenn es man baale ale wur. Uff da Arde hub ich wull nicht ma zu suchen. Die Menschen san su schlecht geworden. Das Leben isse au su lang, su lang — —“ Ach, du liebes, altes Mütterlein; du treue Gebirgsseele. Mit dir wird wieder ein Stück der guten, alten Zeit von hinnen gehen. Ich faltete meine Hände: „Gib du dort oben der Alten den Glauben an die Menschheit wieder und laß mich, wenn ich im Gebirge wieder Einteil halte, der alten Semmelmarie noch einmal begegnen, ihr noch einmal die schwieligen Hände drücken, ihr noch einmal ins Auge schauen, und darin den wiedergefundenen Glauben lesen. Auf Wiedersehen, du gute Alte, und — wenn wir uns nicht mehr wiedersehen sollten: Gott segne dermaleinst deinen Ausgang!“

III. Bahnertarle. Ich habe schon immer eine Vorliebe gehegt für alles, was mit der Eisenbahn zusammenhängt. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, daß ich mich in der freien Zeit am liebsten auf dem Bahnhof herumtrieb. Damals war ja die Absperrung noch nicht eingeführt, und es wurde nicht so streng genommen, wenn wir Jungens mal mittemachten; das heißt, wenn wir beim Rangieren ein Stück mitführen, auf der Güterrampe mit ein- und ausladen halfen, und uns durch Gepäcstragen einen Böhmen verdienten, der dann in Süßigkeiten umgesezt wurde. Ich unterhalte mich gerne mit den Eisenbahnern. Sie verköpern ein Stück Welt. So lernte ich während des Kriegsjahres 1916 in A... wo ich meine Fahrt auf der Riesengebirgsbahn unterbrach, um von dort durch den herrlichen Hochwald zur Annakapelle und weiter bis Brüdenberg zu wandern, den „Bahnertarle“ kennen. Der Schleier liebt es bekanntlich, den Rufnamen hinter den Familiennamen zu setzen. In den Gebirgsdörfern, wo die gleichen Familiennamen oft wiederkehren, ist es zwecks Unterscheidung zur Gewohnheit geworden, den Beruf mit dem Vornamen zu verbinden, z. B. Suhrmannmichel, Steinflopperfrige, Schusterede. Bahnertarle war auf dem kleinen Bahnhof das Sattotum: Portier, Gepäcsträger, Weichensteller, Rangierer, alles in einer Person. Er war von langer Gestalt, die reine Bohnenstange. Wenn man den großen Menschen, nachsagt, daß sie gutmütig sind, so konnte man von dem Bahnertarle sagen, daß er das Gemüt eines Kindes hatte. Er war freundlich, willig, stets hilfsbereit. Jetzt im Kriege hatte er es nicht leicht. Die jungen Bahner waren eingezogen und die alten Bahner hatten ihre Leistungsfähigkeit verdoppeln müssen. Es ging bei ihm auf die Siebziger zu; die alten Knochen fingen an müde zu werden. Er stand aber nach wie vor seinen Mann, denn: „Unsere Jungens müssen draußen für das Vaterland kämpfen; wir Alten daheime!“, meinte er. Sogar seine Alte mußte daheime noch mitkämpfen; sie versah den Hilfsdienst als Putzerin. Jedes Menschenleben bringt Ereignisse, die auch das beste Gemüt in Erregung versetzen. In einer freien Stunde bei einem Glase Bier offenbarte mir Bahnertarle, daß es nicht gut sei, wenn man zu gut sei. Vor dem Kriege hatte er einem Bekannten im Dorfe mit über 200 Mark aus der Verlegenheit geholfen. Vor einiger Zeit hätte er das Geld zurückverlangt, da er es notwendig zur Aussteuer seiner einzigen Tochter gebrauchte. Der Bekannte hatte aber das Erhalten des Darlehns unter Eid bestritten und da er sich nichts Schriftliches hatte geben lassen, wäre er mit der Klage abgewiesen worden. Diese Schledtigkeit hatte auf ihn niedererschlagend eingewirkt und er gerate jedesmal in Aufregung, wenn er diesen Kerl, der schon seinem Äußern nach, Spitzbart, große Ohren, hinterer Gang, dem Mephisto gleiche, begegne. — — — Weihnachten war es wieder. Die Natur hatte alles in ein weißes Tuch gehüllt. Der Riesenkamm hob sich in seinem blendenden Kleide wie Kristall vom blauen Himmelszelt ab, als ich in A... den Zug verließ, der mich wieder in mein liebes Riesengebirge geführt hatte. Unwillkürlich hob sich meine Brust, als ich meinen Wanderstab in Bewegung setzte, und mein Auge tauchte voll Begeisterung in die hehren Landschaftsbilder unter, die die allgewaltige Natur hier vor demselben aufgebaut hatte. Unter der großen, jetzt mit wundervollem Rauhfleiß behangenen Linde vor der Kirchhofsmauer, einem weit und breit bekannten Aussichtspunkte, machte ich halt

Mein Geist eilte in weite Fernen, hinweg über das wellige Land, in das Land, wo der tront, auf den alle Völker sehnsüchtig warten: der Friedensengel. — Aus meinem Sinnen wurde ich durch Orgeltöne gewedt, die aus dem soeben geöffneten Kirchenthore ins Freie zogen. Mit denselben zog eine Schar dunkel gekleideter Menschen vor mir vorbei auf die Dorfstraße hinaus. Einer der letzten war der Bahnerkarle. Er schritt langsam, tiefgebeugt dahin und mir ging ein Stich durchs Herz, da ich befürchtete, ihn möchte etwas Schweres getroffen haben. Ich fühlte das Trostbedürfnis, ging ihm nach, reichte ihm beide Hände und sprach: „Was ist geschehen?“ Da richtete sich Bahnerkarle aus seiner gebückten Stellung auf und aus seinen treuen Augen trafen mich leuchtende Blicke: „Ja, Herr, es gibt noch eine Gerechtigkeit! Der dort auf dem stillen Friedhof die letzte Ruhe erhalten hat, war mein Schuldner. Vor kurzer Zeit hat er einen Unglücksfall erlitten, indem er beim Heuabladen vom Boden seiner Scheune gefallen ist. Die davon getragenen Verletzungen haben nach kurzer Zeit seinen Tod herbeigeführt. Auf dem Krankenlager hat er dem Geistlichen seine Schuld bekannt. Dieser Tag war für mich ein Evangelium. Doch, — ich konnte ihn, der bald vor Gottes Thron stehen würde, nicht ohne Verzeihung von himmen gehen lassen. Ich habe ihm verziehen und er ist in Frieden gestorben.“ — Ich vermochte nicht zu sprechen. Mit einem stillen Händedruck nahm ich, ergriffen von der Seele des biedereren, einfachen Mannes, von ihm Abschied. Mir war der Glaube an Menschenliebe, Menschenglück und Frieden wiedergegeben.

Klapper, Pastor, Michelsdorf: **Feldpostbriefe aus den Befreiungskriegen.** Ein Feldpostbrief aus den Befreiungskriegen ist in Michelsdorf erhalten und befindet sich in der Urschrift im Besitz des Gemeindevorstandes Wilhelm Rummeler. Er ist geschrieben von einem geborenen Michelsdorfer Johann Zacharias Rummeler am 6. November 1814 aus Harwich (England) an seine Eltern, die aber nicht mehr am Leben waren, sondern am 23. Mai 1810 bei der großen Flut mit 3 Töchtern ertrunken waren. „Beste Eltern! Es ist mit größter Erstaunung meine Feder anzusehen, und an Euch zu schreiben, obwohl ich nun schon beinahe 9 Jahre von Euch entfernt bin, und habe von meiner Freundschaft nicht die kleinste Nachricht haben können, ist wirklich einzig zu gegangen. Ich hoffe aber, daß dieser Brief doch seinen Zweck erreichen mag, um mir Beruhigung zu verschaffen. Ich zweifle zwar nicht, daß in den vorigen Zeiten, welche anjetzt verfloßen sind, manche Correspondenz mag sein gehemmt worden. Ich befinde mich Gott sei dank sehr glücklich in diesem Lande, wo ich eintrat 1806, und seit der Zeit habe ich im Militär gestanden, habe durch meine Fähigkeit, die ich besaß, durch eine Wohlthat von Gott verschiedene Grade als Unteroffizier Postiert, und anjetzt zum Leutnant geschritten bin, allwo ich vielleicht von meiner Belohnung einen Preussischen Thaler Courant täglich empfangen werde vor zeitweilens, als alle Englischen Offiziere werden halbes Traktament bekommen nach dem gänzlichen Friedensschluß und sollte mich sehr glücklich schätzen, mein Geld zu verzehren mit meiner Familie, welche besteht von mir, Frau, meinem Sohne und einer Tochter von Vier Jahren alt; in dem Orte und Lande wo ich gebohren war, wünsche ich sehr meine Freunde zu sehen, wenn nicht etwa die Franzosen hier auch zerstreut haben wie viele andere tausend Familien. Ich habe hier vieles gelitten und habe auch vieles gelernt, es ist beinahe keine Nation in der Welt wo ich nicht habe zu tun gehabt, damit in meinem Grade, als ich die Geschäfte habe ausgeführt als Secretär in der Englischen Kanzlei und habe Englisch und französisch Sprechen, lesen und Schreiben gelernt wie wohl auch meine Frau, welche vom guten Herkommen ist, spricht die Sprachen, die ich spreche, wie wohl sie eine geborne Engländerin ist. Sie ist sehr neugierig ihre Schwiegereltern zu sehen, welches ich ihr versprochen habe sobald ich aus dem Dienste gehe — aber ich fürchte, der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ist noch nicht vorüber. Sollte dies der etwaige Fall sein, so glaube ich wohl, daß weder ich noch meine Familie werden Michelsdorf zu sehen bekommen. Die Bezahlung und der Dienst sind in diesem Lande sehr gut, besser denn bei einem Potentaten in Deutschland, nur das einzige ist unangenehm, daß Marschieren von einem Lande zum andern ist allezeit auf dem Meere, wo es öfters sehr gefährlich ist. Mein Regiment ist ein Jäger Regiment und hat seine Garnison in dem West-Indien, allwo ich nichts als schwarze Menschen finde, der Platz oder die Insel hieß Jamaica, ein sehr heißes Land und sehr

ungefund und von England bis hier sind 3000 deutsche Meilen welches macht eine Reise von zehn Wochen bei guttem Winde, es würde meinen Schulkameraden fremde vorkommen, 500 Seelen in einem Schiffe, bei feyten Schafe, Schweine, Gänse, Hühner und alle andern Sorten Feder Vieh lebendig im Schiffe stehen durch die ganze Reise und nachher das Wasser vor alle die lebendigen Kreaturen mitzuführen am Schiffe, als man aus der See nicht trinken kann. Das Wasser schmeckt gerade so wie Glauber-Salz, welches man zum Abführen einnimmt. Mein Tractement als Seconde-Leutnant ist fünf Schilling und drey Baazen, welches nach Preussischem Gelde macht so viel als einen Rthlr. und achtzehn Jpr. jeden Tag, aber nach Berechnung ist alles zwei mal so theuer als in Deutschland so daß ich gegen fünf und fünfzig Thaler vor einem Monat zu spendieren habe aber bei dieser noch nicht genug zu Zeiten. Ein Pfund Butter kost achtzehn Gutte Groschen, ein Quart Bier sechs Groschen und ein Ei einen Groschen, wo ich denn in Deutschland ein ganzes Duzend in meinem Vaterlande bekommen. Ich würde vielleicht nicht nach diesem Lande gekommen sein, wäre nicht der Krieg zwischen Preußen und den Franzosen so unglücklich ausgefallen als im Jahr 1806 allwo ich und viele tausende von der Preussischen Armee gefangen wurden durch das Schändliche Betragen von etlichen Commandierenden Generals welche Friedrich der 2. nicht kann unbeftraft lassen. — Ich habe den gerechten König mit dem russischen Kaiser und dem Grafen Fürst Blücher durch welchen Schleien befreit wurde von den Franzosen in London gesehen, welches die Hauptstadt von England ist, eine Stadt so groß das keine gleich kommt in Europa. Tausende Deutsche sind durch dieses Land passiert und haben Dienst genommen nach Ost- und Westindien zu gehen. Dieser Brief wird vielleicht eine ganze Summe Postgeld machen, laßt Euch das aber nicht gereuen, sobald ich dann erfahren, ob ihr noch am Leben seid und wie die Umstände um euch sind, werde ich hernach Mittel finden, um Euch Geld zu schicken, welches alles das ersetzen wird — ich sollte sehr froh sein, wenn ihr könnet in Schmiedeburg oder Landshut einen Kaufmann ausfinden — welcher nach England handelt mit Leinwand oder andre Sachen und wolltet mir den Nahmen geben in Euren Briefe. Lebet wohl. Ich verbleibe Euer aufrichtiger Sohn Johann Zacharias Rumler Die Adresse auf Euren Brief muß so geschrieben sein als die Vordruckt ist. Auf der rechten Seite und auf der Seite wo das Petschaft ist, die deutsche Adresse:

An den Seconde Leutnant Rumler
York Light Infanterie No.
zu Harwich in England.

Ensigne Rumler
York Light Infanterie
Voluntars Foreign
Depot an Harwich
in England.

Grüßt alle Freunde und Bekannten von mir und ich sollte sehr froh sein, sie noch einmal zu sehen. Laßt mich hernach brieflich wissen, wie meine Schwester Juditha und mein Bruder Gottfried sich einrangiert haben, wenn sie noch am Leben sind., ich zweifle zwar von meinem Bruder, welchen ich verlorenen Schätze in der Schlacht vor Jena in Sachsen, wo viel Tausend Preußen verlohren gingen in der Schlacht durch den Fürst hohensloß wo fünfzig tausend Mann Prisonniers gemacht worden und die braven Preußen ihren Ruhm verlohren, welchen sie jetzt doppelt wieder erobert haben, und bedaure sehr, daß ich nicht meinen Theil dazu beitragen konnte, sowohl als meine Nachbarn — ich muß schließen sonst könnte ich nicht genug sagen in diesem Briefe.

An Monsieur Christian George Rummeler
in Michelsdorf Hausnummer 112
bey Schmiedeburg in Preußen Schleien.

Christian Georg Rumler
et Michelsdorf bey Schmiedeburg in Preußen
Schlesien.

Ein 2. Feldpostbrief vom 20. Februar 1815 ist an des obigen Johann Zacharias Bruder Heinrich Rumler an den Ortsrichter Bönsch in Michelsdorf (Gürtelentfessdam) gerichtet. Bemerkenswert an der Anschrift ist die Bestimmung: „Michelsdorf bey Schmiedeburg in Boltenhain-Landshuter Kreise in Niederschlesien bei der Schneefoppe.“

Den 20. Februar 1815 nicht weit von Aachen. Lieber Herr Richter Bönsch ich tue mit der freundschaftlichsten Begrüßung ersuchen, und thue sie und die Gerichtsgeschworenen bitten sie sollen mir meine Bitte nicht verhindern und auch nicht verlängern. Lieber Herr Richter da ich die erfahrung aus meinem vorigen Briefe, den ich habe erhalten, den 16. Februar 1815

und daraus ersehn daß mein verlorener Bruder Zacharias an sie geschrieben hat, und daß sie auch wieder an ihn geschrieben haben, und hab erfahren, daß er bei die Engländer steht, aber sie haben mir nicht geschrieben bey welchem Regimente er steht und wie sein Aufenthalts Ort sich schreibt, so thue ich von ihnen verlangen entweder diesen Brief ganz und gar zu mir zu schicken, aber wenn sie das nicht wollen thun, so bitte ich um die Adresse, denn das ist was merkwürdiges was ich die Adresse hätte mit her bekommen so könnte ich schon längst einen Brief von ihm zurück haben, denn wenn er bey der Feld Armee stehen thut so kanns sich schicken, daß wir gar mündlich könnten zusammen sprechen, wir stehen so dicht bey sammen 4 bis 8 Stunden wenn wir auf Kommando gehen, so gehen wir immer mit den Engländern zusammen, da wird Englischer Bunsch gedronken, daß man manches Mahl auf Englisch besoffen ist und auf deutsch nicht laufen kann, ich thue meinem Bruder Gottfried vielmehr griesen und ich wünsche ihm Glück auf die Reise, wen ja sollte nach England gehn, so thu ich ihn bitten auf einen Besuch bey mir abzustiegen, den ich denke daß er keinen Umweg deshalb zu befürchten hat und sollte gleich eine Veränderung mit uns geschehn und sollte nicht wissen, wo wir stehn, so darf er sich von Poststation auf dem Amte erkundigen, so kriegt er alles zu wissen. Lieber Herr Richter ich wollte ihnen noch mehr neugierig schreiben, aber das Tragament ist sehr klein es felt immer durch den Beutel durch und ist sehr sparsam was ich auf Pappier übrig machen kan. Jetzt haben wir zwar keine Noth aber was die größte Arbeit ist das man Tag vor Tag Bauern Ranschieren muß, sie sind nicht so offenerzig als wie bey uns zu Hause man muß sie Erbern an die Mauer drücken, es geht ein Tag kaum vorbey es ist immer was neues — das kalte Eisen ruiniert Bauern-Köpfe. Die Herrn Preußen sind bis jetzt Korachepoll sie haben keine Bange weiter wir werden auch bald zu Hause kommen, aber wir müssen vor den Landsturm zur Ordnung bringen ich muß schließen, meine zeit erlaubt nicht. Lieber Herr Richter was sie mir werden schreiben, so schreiben sie die Adresse so. An den Sieseler Heinrich Rumler bey 2. Westpreußischen Infandrie Regim. Sieseler battalion 12. Com. Major v. Bod 10 Brigade Kommandirenter General v. Birch. Soldatenbrief im Landarmierungs Quardier in Oftern bey Aachen über dem Rhein. Aber ich bitte nicht zu vergessen? . . ich danke ihn zum Voraus bis ich die Antwort habe, griesen sie mir alle guten Freunde und leben sie wohl und ich wünsche ihnen viele Gesundheit bis wir Persönlich zusammen erscheinen.

20 ten Febr. 1815. Heinrich Rumler Preußischer Sieseler in Niederland an der Holländischen Grenze. Richter Bönsch teilt am 23. März die Adresse des „englischen Leutnants“ mit, der 1821 beim Bruder Gottfried sich nach den Preußen der Lebensmittel in der Heimat erkundigte, da er mit seiner künftigen Pension nicht auskommen und einen Kretscham gern übernehme. Auch dieser Brief verdiente abgedruckt zu werden, wenn er auch kein Feldpostbrief ist. Für die Ortschronik wünschte ich mir recht viel und recht alte Briefe, da man hier den Menschen vergangener Tage am besten in der Seele lesen kann. Wo noch alte Urkunden-Briefe usw. in den Nachlassen sich finden, da stelle man sie den Ortschroniken zur Verfügung.

Dr. Rosenberg, Geheimer Studentat (Hirschberg): Vom Gebirge. Auch Berlin hat einen Verlust: Hugo Baumbach, der seit 8 Jahren des Vorsitzenden Edmund Braune tüchtiger Amtsgenosse und Stellvertreter war, ist seines vorgerückten Alters wegen von seiner Stellung zurückgetreten und natürlich Ehrenmitglied geworden. War er doch mit seiner warmen Liebe zur Jugend, mit seinem tatkräftigen Eintreten für Schülerherbergen, wovon die Baumbach-Herberge in Schreiberhau ein unvergessliches Denkmal bleiben wird, schon immer eine Ehre für die Ortsgruppe und mit seinen Reise- und Wanderplänen für die Jugend ihr kundigster Führer in die Welt unserer Berge, die keiner so kannte und so warm liebte als er. Seine Stelle an der Seite des wiedergeborenen, nach einer Augenoperation zu neuem Leben erwachten Vorsitzenden Braune nehmen bewährte Freunde unserer Sache ein: Stadtrat Dr. Standtke und Ingenieur Schöne. Ich müßte, wenn ich Berlins und des durch nichts zu erschütternden kraftvollen Lebens seiner Ortsgruppe erwähne, auch des alten bewährten Schatzmeisters Masur, der frischen Kraft Wittes, Wenders, und des Professors Braune gedenken, ich müßte, wenn mir heute, wo Frühlingswinde mich Wärme ahnen lassen, die ich am Ofen oder gar am Kamin bei dem Kohlen-

mangel früher vergeblich suchte, nicht der Sinn in die Weite lenkte, Körbers Erwähnung tun, dessen Treue, Redner-Gabe und Organisationstalent nur in ein neues Stadium seiner angjährigen 30 jährigen Vorsteherchaft treten, aber der Papiermangel!! Und doch, wenn ich sehe, wie richtig man überall über den Wert der Zeitschriften urteilt, indem man sie nicht etwa eingehen läßt, um zu sparen, wie der Gläser Gebirgsverein seine sehr hübsch ausgestattete wertvolle Zeitschrift, wie der österreichische R.-G.-D. auch alljährlich sein gut geleitetes Jahrbuch weiter herausgibt, wie die von Prof. Dr. Siebs in Breslau herausgegebene Zeitschrift für Volkstunde die für Papier so teure Zeit erträgt, so muß ich freudig ausrufen: Auch auf diesem Gebiete gibt es ein freudiges Durchhalten! Wenn nur die Menschen so mit ihrem Leben durchhielten! — Nun ist auch unser Dr. Adam in Friedeberg-Klinsberg hinübergegangen, wie ich noch vor „Todeschluss“ höre. Nun hat der ewige Ruhe, der im Leben rastlos tätig für seine Schöpfung Klinsberg wirkte, der auch unserer Riesengebirgsvereinsache ein Großer war. Gehörte er doch auch 1880 zu den Mitgründern. Von diesen 47 leben nur noch: Geheimrat Mettner in Landeshut, Kommerzienrat Richter in Arnsdorf, Schriftbesitzer Liedl in Warmbrunn, Geheimrat Dr. Rosenbergs in Hirschberg, Hauptlehrer Winkler in Görlitz. Aber auch von den Gestorbenen galt zumeist, da sie ein hohes Alter erreichten: „Und in dem Schneegebirge da fließt ein Brunnlein kalt. Und wer daraus tut trinken, der wird ja nimmer alt. Ich hab daraus getrunken, so manchen frischen Trunk. Ich bin nicht alt geworden, ich bin noch immer jung.“

Aufruf!

Während im Osten die Morgenröte des Friedens heraufdämmt, wollen unsere verblendeten westlichen Gegner die Hand zum Frieden noch nicht reichen. Sie wähen noch immer, uns mit Waffengewalt zu Boden ringen zu können. Sie werden erkennen müssen, daß das deutsche Schwert die alte Schärfe besitzt, daß unser braves Heer unwiderstehlich im Angriff, unerschütterlich in der Verteidigung, niemals geschlagen werden kann. Von neuem ruft das Vaterland und fordert die Mittel von uns, die Schlagfertigkeit des Heeres auf der bisherigen stolzen Höhe zu halten. Wenn alle helfen, Stadt und Land, reich und arm, groß und klein, dann wird auch die 8. Kriegsanleihe sich würdig den bisherigen Geldsiegen anreihen, dann wird sie wiederum werden zu einer echten rechten deutschen Volksanleihe.

Von der Zeitschrift „Wanderer im Riesengebirge“ sind zwei gut erhaltene Exemplare, das eine gebunden bis 1908 das andere gebunden bis 1915, ferner der Gebirgsfreund Jahrgang 1880—1900, Schlesische Provinzialblätter 1862—1873, Jahrbuch des Gebirgs-Vereins für das Jeschen- und Hirschberg 1886—1915 sämtlich gebunden zu verkaufen durch die Ortsgruppe Hirschberg.

Schluß des redaktionellen Teils.

Verantwortlicher Schriftleiter: Geh. Studienrat Dr. Rosenberg in Hirschberg.

für den nachfolgenden Anzeigenteil verantwortlich: Max Beier in Hirschberg.

Anzeigenteil.

Anzeigen
für die nächste Ausgabe des
Wanderer erbitten wir bis zum

12. April
General-Anzeiger f. d. R.,
Hirschberg i. Schl.

Ich beabsichtige jetzt oder nach dem Kriege in Ober-Schreiberhau dauernd Wohnsitz zu nehmen. Ich suche eine kleine schöne Besitzung mit Garten zu kaufen und bin gewillt, mich an einem rentablen Geschäft still oder tätig zu beteiligen oder ein solches zu übernehmen.

Gef. Angebote unter Nr. 6 an die Geschäftsstelle des Wanderer im Riesengebirge erbitten.

Hirschberg i. Schl. gegenüber der Oberrealschule
Schülerpension von
Frau Dir. Weinrich
bestens empfohlen. [9]
Sorgfältige Pflege, strenge Aufsicht.

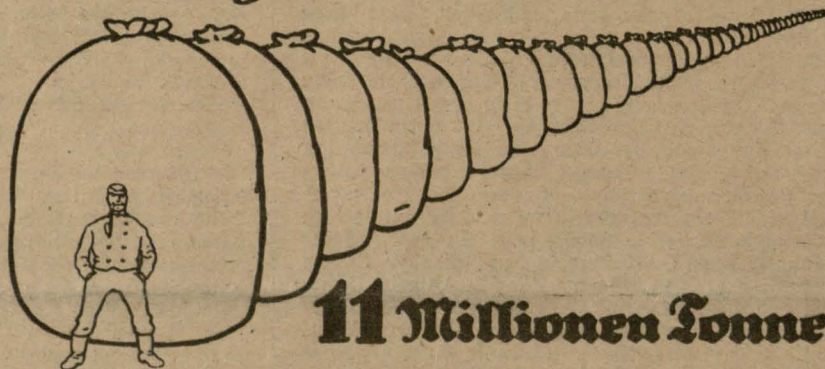
Radfahrer

jetzt ist es Zeit, Ihr Fahrrad zu satteln! Empfehle meine patentamtl. gesch. Spiralfeder-Bereifung. Bester Ersatz für Gummi. Preis per Paar M 15.—, Verpackung M. 1.— gegen Nachnahme. Tausende im Gebrauch. Vertreter gesucht. Mitteldeutsche Federfabrik Halle a. S. 12 und Schließbach 22.

Z.L.

Deutschlands jährliche Kaliförderung

beträgt:

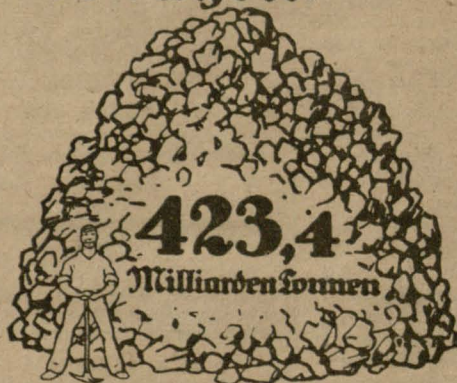


11 Millionen Tonnen

- die Gesamtförderung aller übrigen Länder nur: 0

Deutschlands Kohlenlager

betragen:



Englands:



Auf solchen Wirtschaftskräften beruht die Sicherheit
der Kriegsanleihen - darum **zeichnet!**